

WÜRZBURGER UNIVERSITÄTSREDEN
Heft 1

Universität und Volksgemeinschaft

Rede, gehalten bei der akademischen
Reichsgründungsfeier am 18. Januar 1933

von

Georg Wunderle

z. Z. Rektor der Universität

WÜRZBURG 1933 / J. M. RICHTER'S VERLAG

Geleitwort.

Der Hochherzigkeit von J. M. Richter's Verlag ist es zu danken, daß die „Würzburger Universitätsreden“ in dieser neuen Sammlung erscheinen können.

Sie soll in Zukunft alle Reden umfassen, die bei festlichen Gelegenheiten an der Alma Julia von den Rektoren und Professoren gehalten werden. Die Worte dürfen mit den Festen nicht verklungen, sondern mögen späteren Zeiten noch Kunde geben von dem Ringen mit kulturellen und wissenschaftlichen Problemen, das die vornehmste Aufgabe der Universität bildet.

Der akademischen Jugend vor allem sei hiermit eine geistige Handreichung für ihr späteres Wirken geboten!

Würzburg, den 19. Januar 1933

*Professor D. Dr. Georg Wunderle,
z. Z. Rektor der Universität Würzburg.*

Hohe Festversammlung!

Liebe Kommilitonen und Kommilitoninnen!

Ernst ist die Lage unseres deutschen Vaterlandes; sie wäre hoffnungslos, wenn dieser Ernst nicht endlich von den deutschen Volksgenossen selbst begriffen würde. Heute ist ohne Zweifel die unmittelbarste und größte Gefahr der innere Feind, die Zwietracht und Zwiespältigkeit, die in dem staatlich zusammengeschlossenen Volke noch nicht die Volksgemeinschaft hat erstehen lassen.

Hat es einen Sinn, in dieser schweren Zeit den Gedenktag der Reichsgründung festlich zu begehen? Wir alle sind überzeugt, es sei nicht bloß berechtigt, sondern sogar notwendig. Und zwar mehr denn je, weil die Erinnerung an die glanzvolle Zeit des Reiches allein uns Heutigen den Mut und die Hoffnung verleihen kann, vertrauensvoll einer neuen Zukunft entgegen zu sehen und entgegen zu gehen. *Die neue Zukunft liegt vor allem in der Festigung der Volksgemeinschaft.* Es kann keine Stärke nach außenhin geben ohne das Wachstum der inneren Einheit und Kraft. Diese müssen wir schöpfen aus der Vergegenwärtigung der glorreichen Vergangenheit; und im Interesse einer besseren Zukunft wollen wir, begeistert von dem Werte des deutschen Volkstums, nach dem höchsten und heiligsten Ziele unserer patriotischen Arbeit trachten. Der göttliche Lenker aller Geschicke gewähre diesem Wollen ein glückliches Vollbringen und führe diejenigen, die an der Spitze des Reiches uns voranschreiten in der Klarheit und Festigkeit solchen Strebens! Unser verehrungsvollstes Gedenken gilt heute der Person des Reichspräsidenten, der uns ein leuchtendes Vorbild in dieser Gesinnung ist.

Wenn die Universität den Reichsgründungstag mit eigener Festlichkeit umgibt, so folgt sie darin einesteils dem allgemeinen Brauche der vaterländisch gesinnten Volksgenossen, andernteils bringt sie damit zum Ausdruck, daß sie es für eine besondere Pflicht und Aufgabe erachtet, in der akademischen Jugend jene Einstellungen zu wecken und zu pflegen, die der Förderung der Volksgemeinschaft dienen sollen. Die deutschen Universitäten, namentlich seit der Gründung der Berliner Universität in der Zeit tiefster Erniedrigung Deutschlands, sind immer stolz darauf gewesen, Hüterinnen des edlen, tatkräftigen Patriotismus zu sein. Nicht als ob sie damit ein Vorrecht in Anspruch nähmen, das sie keiner anderen Volksschicht zuerkennen, sondern in dem Sinne, daß es von vorneherein zum Zwecke ihrer Einrichtung gehört, deutschen Geist zu zeugen und zu nähren.

Freilich ist die heutige Lage der deutschen Universitäten gerade nach dieser Richtung hin gesehen nicht mehr so eindeutig klar, wie das etwa vor hundert Jahren gewesen ist. Eine Reihe von Umständen, darunter wohl als eingreifendster Faktor der Weltkrieg, haben auch der Universität unmerklich andere Züge eingegraben. Und heute wird das Problem *Universität und Volksgemeinschaft* in ganz besonderem Lichte betrachtet werden müssen als es beispielsweise zur Zeit der Befreiungskriege möglich und nötig war.

„*Universität und Volksgemeinschaft*“ — das sei das Thema der heutigen Festrede!

Es kann bei diesem Anlaß unmöglich nach allen Seiten hin erörtert werden; ja nicht einmal alle wichtigsten Gesichtspunkte können hier zur Darstellung kommen. Nur zwei Teilsichten sollen ins Auge gefaßt werden: Die sozial-wirtschaftliche und die rein ideal-wissenschaftliche Betrachtungsmöglichkeit der heutigen Beziehung zwischen Universität und Volksgemeinschaft.

I.

Was ist *Volksgemeinschaft*? Darüber sind einige Bemerkungen zum Verständnis der Gesamtauffassung des Problems erforderlich.

Wir können uns nicht damit begnügen, unter Volksgemeinschaft bloß das Zusammensein von Menschen und Menschengruppen innerhalb bestimmter geographischer Grenzen und politischer Ordnungen zu verstehen; noch weniger scheint uns die Rasseneinheit zu genügen, um eine vollendete Volksgemeinschaft herzustellen. In gewissem Sinne sind alle die genannten Momente natürlich Voraussetzungen der Volksgemeinschaft, wenn auch nicht gleich notwendige Voraussetzungen. Das, was die Volksgemeinschaft wesentlich aufbaut und gestaltet, ist der Geist, der sie beseelt und die ob auch nur verhältnismäßig einheitliche Kultur, die aus diesem Volksgeiste heraus von den Volksgenossen geschaffen worden ist und festgehalten wird. Volksgemeinschaft entsteht also hauptsächlich auf Grund einer solch einheitlichen geistigen Kultur und ist im einzelnen Volksgenossen als Gesinnung nur dann wirksam vorhanden, wenn er sich des Zusammenhangs mit dieser Geisteskultur und der ihm möglichen Mitarbeit an derselben bewußt ist. Es wird dem Volksgenossen dabei ohne weiteres deutlich sein, daß es innerhalb solch eines „beseelten“ Volksganzen nicht lauter gleichtätige Glieder geben kann, sondern daß jedem einzelnen nach der Art seiner geistigen Anlagen, im Hinblick auf seinen Platz im kulturellen und wirtschaftlichen Prozeß ganz besondere Pflichten obliegen. Dadurch erwächst im einzelnen Volksgenossen, wenn wir es so nennen dürfen, ein eigenes *Gliedschaftsbewußtsein*, in dem einerseits die berechnigte Individualität seines Wesens und Tuns, andererseits aber auch die Hinordnung auf das Ganze willentlich bekundet wird. Es soll dabei namentlich die Befriedigung hervorgehoben sein,

mit der der Einzelne durch seine Leistung dem Ganzen dienen *kann* und dienen *darf*.

II.

Hat es nun nicht den Anschein, als ob die Universität diesem Volksganzen fremd, ja in stolzer Erhabenheit gegenüberstehe? Vielfach wird heute die Stellung der Universität noch so aufgefaßt. Und es mag vielleicht in dem einen oder anderen Angehörigen der Universität eine solche volksfremde Gesinnung sich offenbaren. Darin liegt aber gewiß nicht der wesenhafte Ausdruck dessen, was die Universität gerade im Volksganzen und gegenüber dem Volksganzen zu sein hat. Eine Krisis in ihrer Stellung ist zur Zeit sicherlich vorhanden. Das wird von den Angehörigen der deutschen Universitäten vielleicht schärfer empfunden, als wie von ihren ausländischen Bewunderern. Die reiche Literatur, die seit dem Weltkriege über diesen Gegenstand aufgeschossen ist, bezeugt das hinlänglich. Der allzu bitteren Urteile auf deutscher Seite sind unzählig viele; ihnen stehen unter den ausländischen Kritikern eine ganze Reihe wohlwollender Betrachter gegenüber. Ich nenne aus der allerletzten Zeit nur den New-Yorker Abraham Flexner¹⁾, der die deutschen Universitäten trotz ihrer gegenwärtigen Schwächen gegenüber den amerikanischen und englischen deutlich hervorhebt.

Für viele ist es heute ein großer Stein des Anstoßes, daß die deutschen Universitäten verhältnismäßig *noch immer nicht den entsprechenden zahlenmäßigen Anteil von Studierenden aus den sozial-wirtschaftlich unteren Schichten beziehen*. Sie leiten daraus einen besonderen Vorwurf gegen die Universität und gegen den heute die Universität tragenden Staat her. Nur zum Teil mit Recht. Denn gerade in unserer Notzeit ist dieses Problem leichter gestellt als gelöst in Anbetracht der ungeheueren, ja unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten, die von seiten des Staates hier geltend gemacht werden. Das grundsätzliche Verlangen nach Erleichterung der höheren Geistesbildung für Begabte *aller* Volksschichten muß freilich heute lauter denn je erhoben werden. Und damit nicht genug; gerade in der harten Zeit ist für die, welche das härteste Los drückt, in jeder nur möglichen Weise Raum zu schaffen. Die Universität hat es nicht daran fehlen lassen, von sich aus alle Erleichterungen zu gewähren, die nur immer gewährt werden konnten. Die finanziellen Erschwerungen des Studiums gehen nicht von ihr aus; sie sind Maßnahmen des Staates, die aus dem Drange der allgemeinen Wirtschaftsschwierigkeiten geboren sind. Es ist bezeichnend, daß man heute an der Universität nicht so fast ihren Charakter als „*universitas gentium*“, sondern als „*universitas gentis*“ betonen muß. In der Gegenwart soll gerade die deutsche Universität vor allem eine hohe Schule unserer Volksgemeinschaft sein.

III.

Die aktuelle Krisis im Verhältnis von Universität und Volksgemeinschaft reicht in tiefere Gründe.

Hier kommen vor allem in Betracht die *inneren Spannungen*, die in der Einrichtung der heutigen deutschen Universität beschlossen sind. Die Universität ist nunmehr eine staatliche Anstalt. Ihre Professoren sind eingereiht in die Ordnung der Staatsbeamten und doch kann ihr auf Grund berechtigter Lehr- und Forschungsfreiheit niemals ganz und gar die innere und äußere Selbständigkeit genommen werden. Die Universität ist weiterhin an sich sowohl Forschungs- wie auch Lehranstalt; sie hat also zum einen Teil das allgemeine Menschheitsgut des Wissens zu erhalten und zu mehren ohne unmittelbare Rücksicht auf dessen praktische Verwendbarkeit, zum anderen Teil soll sie für die sogenannten höheren und höchsten Aufgaben des Staates und des Volkes die entsprechenden Persönlichkeiten ausbilden. Im Zusammenhang damit hat sie in ihren Prüfungen ein Berechtigungswesen ausgebaut oder vielmehr vom Staate übernommen, durch welches das Maß des Wissens für eine bestimmte staatliche Stellung oder Aufgabe im Volksganzen wenigstens nach der untersten Grenze hin bestimmt werden soll. Man könnte nun dieser Tatsache gegenüber sagen, die Universität hänge mit dem Volksganzen nur insofern zusammen, als sie ihm brauchbare Geistliche, Beamte, Anwälte, Ärzte, Lehrer zuführe, aber nicht insofern, als sie Wissenschaft erzeuge, die auf keine praktische Auswertung innerhalb der Volksgemeinschaft abziele. Zur Beantwortung dieses Zweifels, der an den Kern des Verhältnisses zwischen Universität und Volksgemeinschaft rührt, sei auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß zur Zeit der höchsten Not Deutschlands in den Napoleonischen Kriegen bei Gründung der Universität Berlin nicht zunächst die Frage gestellt worden ist, wodurch dem darniederliegenden preußischen Staat praktisch aufgeholfen werden könne, sondern die Frage, wie der Idealismus des ganzen Volkes erweckt, wie der Volksgeist wiederum gefördert zu werden vermöge²). Aus dem deutschen Idealismus heraus ist der Plan der Berliner Universität entsprungen. Und ihre Errichtung hat gerade als nächstes Ziel die geistige Umformung des Volkes durch die Träger der höchsten Geistesbildung bezweckt und tatsächlich auch verwirklicht. Es ist eben nicht so, daß der Volksgemeinschaft nur die Berufsausbildung einer gehobenen Schicht nützlich ist; das Ausschlaggebende muß vielmehr sein, der Volksgemeinschaft Repräsentanten echten, tiefen, umfassenden Geisteslebens zu schenken, die durch ihre Persönlichkeit sowohl wie durch ihr Wissen Zeugen und Künder edelster, höchster Menschheitswerte sein sollen. *Die Volksgemeinschaft fordert geradezu eine Aristokratie des Idealismus.*

Schleiermacher hat sich im Jahre 1808, erfüllt von der ganzen Kraft der deutschen idealistischen Philosophie, folgendermaßen über die Idee der

Universität ausgesprochen³⁾): „Auf der Schule geht man nach den Gesetzen des leichtesten Fortschrittes von einem einzelnen zum andern über und ist wenig bekümmert darum, ob jeder überall etwas Ganzes vollende. Auf der Universität dagegen ist man hierauf so sehr bedacht, daß man in jedem Gebiete das Enzyklopädische, die allgemeine Übersicht des Umfanges und des Zusammenhanges als das Notwendigste voranschickt und zur Grundlage des gesamten Unterrichts macht. Und die Hauptwerke der Universität als solcher sind Lehrbücher, Compendien, deren Endzweck nicht ist die Wissenschaft im einzelnen zu erschöpfen oder zu bereichern, wo auch weder das Leichteste, noch das Schwerste, noch das Seltenste den Vorzug genießt bei der Auswahl, sondern deren Verdienst in der höheren Ansicht, in der systematischen Darstellung besteht, und welche dasjenige am meisten herausheben, worin sich am faßlichsten die Idee des Ganzen darstellt, und wodurch Umfang und innere Verbindung desselben am anschaulichsten wird.“

Das Ideal Schleiermachers ist im Laufe des 19. Jahrhunderts nicht immer von den deutschen Universitäten dargelebt worden. Dagegen kämpfte mehr oder weniger bewußt der lange Zeit herrschende Materialismus. Nicht minder gegensätzlich trat wider dasselbe auf die zunehmende Vereinzelnung der Wissenschaft, vor allem auf dem Gebiete der Naturerkundung und ihrer praktischen Anwendung in der Technik, sowie der medizinischen Forschung. Gerade die Zeit nach dem Weltkriege hat jedoch das Streben aufs neue geboren, aus der Spaltung heraus wieder zum Ganzen vorzudringen. Der organische Gedanke ist in der Biologie zu neuer treibender Wirkung gelangt; er hat auch in der Pädagogik als Streben zu einer gewissen Bildungseinheit frische Kraft gewonnen. Manche hochfliegenden Pläne sind aus der Studentenschaft unmittelbar nach dem Kriege geäußert oder von ihr begeistert aufgenommen worden, deren letzter Zweck auf eine allgemein-wissenschaftliche Bildung, etwa im Sinne der früheren philosophischen Bildung durch eine sogenannte humanistische Fakultät als notwendige Eingangspforte zum einzelwissenschaftlichen Studium hinauslief.

IV.

Der *Student* ist der Gegenstand solch bildender Einwirkung seitens der Universität. Es ist interessant hier wieder auf Schleiermacher zurückzugreifen und von ihm das Ideal des jungen Akademikers gezeichnet zu sehen, wie er es in seinen Universitätsplan einfügen will⁴⁾): „Zweierlei aber ist, woran sich zeigen muß, ob ein Mensch für diese höhere Bildung sich eigne, auf der einen Seite ein bestimmtes Talent, welches ihn an ein einzelnes Feld der Erkenntnis fesselt, auf der andern der allgemeine Sinn für die Einheit und den durchgängigen Zusammenhang alles Wissens, der systematisch-philosophische Geist. Zusammentreffen muß beides, wenn der Mensch sich zu etwas Ausgezeichnetem

bilden will. Auch das entschiedenste Talent wird ohne diesen Geist keine Selbständigkeit haben und nicht weiter gedeihen können, als daß es ein tüchtiges Organ wird für andere, die das wissenschaftliche Prinzip in sich haben. Und der systematische Geist ohne ein bestimmtes Talent wird sich mit seinen Produktionen in einem sehr engen Kreise herumdrehen, und sich in wunderlichen Auswüchsen Wiederholungen und Umbildungen immer des nämlichen höchst Allgemeinen erschöpfen, weil er eben keines Stoffes recht Meister ist.“

Man wird gewiß unserer heutigen akademischen Jugend nicht unrecht tun, wenn man erklärt, daß *das Idealbild eines solchen Studenten sich nicht allzu häufig findet*. Aber kernhaft muß in jedem jungen Akademiker etwas von diesen zwei grundlegenden Elementen vorhanden sein: Begabung und Teilnahme am wissenschaftlichen Geiste. Der letztere kann sich heute bei der Zersplitterung der Einzelfächer und bei der Notwendigkeit gründlicher Berufsausbildung nicht ohne weiteres „als systematisch-philosophischer Geist“ auswirken, so wie es Schleiermacher vom Standpunkte des deutschen Idealismus aus verlangte. Wir werden uns in der Gegenwart in dieser Richtung regelmäßig mit der Fähigkeit und dem Streben wahrhaft wissenschaftlicher Erfassung bestimmter Einzeldisziplinen zufrieden geben müssen. Und da warnt Eduard Spranger⁵⁾ eindringlich vor einer Fiktion, mit der die deutschen Universitäten notgedrungen arbeiten: „Sie tun noch immer so, als ob ihre Schüler sämtlich ein eigentlich wissenschaftliches Bedürfnis hätten. Wer Menschen und Dinge sieht, wie sie sind, kann daran nicht mehr glauben.“

Das führt uns auf die nicht bloß für den Außenstehenden in der Gegenwart drängendste Schwierigkeit, auf die *Überfüllung der Hochschulen*, im besonderen der Universitäten. Das ist schließlich das greifbarste und schmerzlichste Problem, das sich innerhalb des Fragenkreises „Universität und Volksgemeinschaft“ auftut. Die Zahlen, die uns hier die Statistik bietet, sind in mehr wie einer Beziehung geradezu erschütternd. Ich entnehme die wichtigsten Zusammenstellungen, die für unsere Frage in Betracht kommen, dem vielberufenen Buch von Reinhold Schairer über „*die Akademische Berufsnot*“⁶⁾. Nach dem Rückgang der Besuchsziffer, den der Krieg im Gefolge hatte, stieg die Zahl der Hochschulstudenten ungewöhnlich rasch an. Im Jahre 1923 sind es mehr als 125 000. 1925 zählte man nach Rückflutung der meisten Kriegsteilnehmer nicht ganz 90 000. Von da an ist ein geradezu beängstigender Aufschwung der Zahlen bemerkbar, der sich an den Universitäten in einer bis heute zähen Hochfrequenz bekundet⁷⁾. „Während um 1800 auf 100 000 Einwohner ungefähr 25 Studenten kamen, betrug die Anteilzahl bis 1835 etwa 50, sie sank von da bis 1870 wieder auf 30 bis 35. Von 1870 bis 1920 stieg sie auf etwa 140, mit den neuen Hochschulen auf etwa 190. Die Hochschulstatistik berichtet abschließend, daß 1914 auf rund 100 000 Einwohner viermal soviel Studenten entfielen wie um 1800,

heute sogar siebenmal soviel⁸). Das Frauenstudium insbesondere hat zur Mehrbelastung der Universitäten wesentlich beigetragen. „Seit 1925 hat sich die Zahl der studierenden Frauen fast verdreifacht, während die Zahl der männlichen Studierenden nicht einmal um die Hälfte gestiegen ist. Gemessen an dem Stand von 1914 ist das Frauenstudium um mehr als das Fünffache gestiegen, während die Zahl der männlichen Studierenden sich nur um 59 Prozent vermehrt hat⁹).

Diejenige Feststellung, die für unseren Zweck am bedeutsamsten ist, bezieht sich auf die Ziffer der Überzähligen. „Die Zahl der in der akademischen Ausbildung befindlichen Studierenden, vermehrt durch die Staumasse im Vorbereitungsdienst, der Überzähligen und der seit Jahren in Arbeitslosigkeit Befindlichen, steht in einem schreienden Mißverhältnis zu dem Bedarf an Akademikernachwuchs. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß dieses Mißverhältnis zur Zeit so groß ist, daß der Nachschub aus dem Studium und aus den Staumassen den Bedarf um ein Vielfaches übersteigt¹⁰). Reinhold Schairer errechnet das Mindestmaß der überzähligen Jungakademiker zur Zeit mit 40 000 bis 45 000. Der für die nächsten Jahre infolge der Kriegsgeburtenabnahme erwartete Rückgang wird von ihm in Verbindung mit der allgemeinen Geburtenminderung zwar als nicht unerheblicher Faktor berücksichtigt; er macht aber gleichzeitig auf Umstände aufmerksam, welche die erhoffte Senkung der Gesamtzahl vielleicht ins Gegenteil verkehren¹¹). Jedenfalls, so meint Schairer, werde die Gesamtstaumasse bis 1940 dauernd zunehmen¹²); zu dieser Zeit könne sie etwa 193 000 bis 199 500 betragen¹³).

Wenn auch diese Angaben in keiner Weise als vollkommen genaue Ziffern zu bewerten sind, so schafft doch schon die zweifellos berechtigte Rechnungsgrundlage eine überaus ernste Lage für unsere Jungakademiker. Es ist ein schlechter Trost für sie, wenn ihnen eine Abnahme der Gesamtstaumasse etwa nach dem Jahre 1940 in Aussicht gestellt wird.

So droht auch auf akademischem Boden, der nun zu einem Ausschnitt des allgemeinen Riesenproblems der Arbeitslosigkeit geworden ist, eine furchtbare Gefahr. Die Volksgemeinschaft hat der Universität ihren jungen Nachwuchs übergeben und dieser kehrt nach langen Jahren von geistiger Mühe und Arbeit mit dem Berechtigungsschein in den Händen zu ihr zurück und findet keine Aufnahme. Die Eingliederung in das Volksganze ist unmöglich geworden durch die unverhältnismäßige Überzahl des Angebotes auf der einen Seite und durch die entsetzliche Berufsnot und den ungeheueren Stellenmangel auf der andern Seite. Es ist menschlich nicht zu erwarten, daß die große Anzahl der jungen, vollausgebildeten Akademiker sich das Gliedschaftsbewußtsein erwirbt, kraft dessen sie nicht nur ungefährliche, sondern lebendige, förderliche

Organe in der Volksgemeinschaft werden sollen. Die große Gefahr, die hier vorliegt, darf nicht bloß theoretisch erkannt, sondern muß vor allem praktisch gewürdigt werden. Es gibt Beispiele in der Geschichte, die von den katastrophalen Folgen des Akademikerproletariats erzählen. Man braucht bloß auf die Vorgeschichte der russischen Revolution zu blicken, um sich mit Schrecken vor dem Anwachsen der gelehrten Arbeitslosen zu erfüllen.

Sowohl die Volksgemeinschaft wie auch die Universität haben das größte Interesse daran, alles aufzubieten, um diese furchtbare Schwierigkeit wenn nicht zu beheben so doch zur Erträglichkeit zu mildern.

V.

Es sind auch tatsächlich eine große Reihe von *Abhilfemaßregeln* ausgedacht worden. An diesem Orte kann und soll nicht auf einzelnes eingegangen werden: bloß das Wichtigste sei herausgegriffen!

Vor allem ist zu betonen, daß das Problem nicht gelöst wird, indem man die Hochschulen gewaltsam, etwa durch ungebührliche Hinaufschraubung der Kosten des Hochschulstudiums entvölkert. Dadurch wird den Studierenden, vornehmlich aus den wirtschaftlich schwachen Schichten nichts genützt; denn wo sollen sie, die man von der Universität weghält, Platz finden, wenn ihnen der Arbeitsmangel *überall* entgegentritt? Gäbe es ausreichende Möglichkeit für die Abgelehnten, in anderen Berufen unterzukommen, dann würde sich die Sachlage wesentlich erleichtern und die Universität könnte auch von sich aus — sozusagen mit ruhigerem sozialem Gewissen — die Auslese vollziehen. Die Sorge für die Unterbringung der zur Hochschule nicht zugelassenen Abiturienten wäre wohl eine der wichtigsten Aufgaben für die Volksgemeinschaft auf diesem Gebiete.

Für die Universität selbst ist durch die Überfüllung unter allen Umständen die Gefahr einer Niveausenkung heraufbeschworen. Sie muß, ob sie sich wehrt oder nicht, in mancher Beziehung zur Unterrichtsanstalt werden, an der die Anwärter für die sogenannten höheren und höchsten Berufe vorbereitet werden. Das rein wissenschaftliche Bedürfnis, von dem Spranger und in anderer Form schon Schleiermacher sprachen, tritt hier weit — wenn nicht vollständig — zurück. Will man also der Universität wenigstens die geistige Höhe bewahren, dann ist die Rückkehr zu einer *unbedingt strengeren Auslese* die erste Voraussetzung.

Es ist unzählige Male gefordert worden, daß die Auslese an den höheren Schulen viel schärfer gehandhabt werden müsse; ich brauche hier darauf nur hinzuweisen. Jedenfalls muß die Universität die Forderung erheben, daß das Absolutorium wirklich als ein *Reifezeugnis* zu bewerten sei. Heute trägt es zwar noch diesen Namen, aber sein Sinn ist wesentlich anders geworden. Es

bedeutet für sehr viele junge Menschen doch bereits einen Bildungsabschluß und nicht die Eingangsmöglichkeit zum eigentlich wissenschaftlichen Studium. So lange das letztere nicht wieder eindeutig der Fall ist, kann die Universität bei dem Andrang der Massen sich schon im Interesse der Zukunft ihrer Studenten nicht mehr damit begnügen, das Absolutorialzeugnis allein als ausreichende Beurkundung der Hochschulreife anzuerkennen. Ich teile die Meinung einer Reihe von Gelehrten und Praktikern, die *eine zweite Auslese durch die Universität selbst* fordern. Wie diese im einzelnen gestaltet wird, ist hier nicht eingehend zu erörtern. Mir erscheint sie verhältnismäßig am besten verbürgt zu werden, wenn in einer etwa zweiseimestrigen Einführungszeit die allgemeine wissenschaftliche Fähigkeit des Studenten geprüft wird. Vielleicht kann man die jungen Absolventen in Gruppen zusammenschließen und die akademische Vorbildung in college-artiger Form durch Tutors durchführen lassen. Jedenfalls ergäbe sich auf diesem Wege eine entsprechende Verwendung der jungen akademischen Lehrkräfte, vornehmlich der Privatdozenten. Es wird heute in den Plänen des Werkjahres, des Werkhalbjahres und ähnlicher Vorschläge soviel von körperlicher Ertüchtigung gesprochen. Mit Recht. Daneben aber dürfte die geistige Vorbereitung und Auslese auf der Universität selbst in solchen Vorbereitungskursen sicherlich nicht zu kurz kommen. Ließen sich nicht die Pläne des Werkjahres einigermaßen mit dem Plane eines solchen geistigen Vorbereitungsjahres zusammenbringen?

Das Werkjahr in der bisher hauptsächlich von Reinhold Schairer vorgeschlagenen Gestaltung ist durch die jetzige Reichsregierung bekanntlich aus finanziellen Gründen abgelehnt worden. Neuerdings beschäftigt man sich mit dem Plane eines Werkhalbjahres. In den Formen, die uns bis jetzt entgegnetreten, ist sicherlich viel Bedenkliches und Gewagtes enthalten. Daher haben diese Absichten nicht die restlose Zustimmung der Universitäten finden können. Die Entlastung der Hochschulen findet hier zudem zunächst nur für ein Jahr oder ein halbes Jahr statt. Wertvoll ist an den Plänen sicherlich die Idee, dem jungen Manne — aber dann nicht bloß dem Studenten — ein Jahr körperlicher Ertüchtigung und sittlicher Zucht in Gemeinschaft mit allen Gliedern des Volksganzen zur Pflicht zu machen. Ein Ersatz für die frühere Militärflicht, dessen Wert für die Pflege der Volksgemeinschaft nicht unterschätzt werden darf!

Die übrigen Vorschläge zur Entlastung der Universität, in erster Linie der Plan eines sogenannten akademischen Freijahres sind meines Erachtens viel zu verwickelt, als daß sie irgendwelche *wirksame* Hilfe aus der augenblicklichen Not böten.

Für alle Beteiligten besteht die Pflicht, diese nach Änderung und Besserung schreienden Verhältnisse als ernstes Problem eines wichtigen Teiles der Volks-

gemeinschaft ins Auge zu fassen. Das Gehenlassen von seiten der Besitzenden ist auf die Dauer eine Versündigung am akademischen Nachwuchs. Andererseits ist das stürmische Besitzenwollen von seiten der Jugend nicht bloß unausführbar, sondern für die notwendige Reifung der Probleme sogar eine bedenkliche Störung. So müssen alle Kräfte, der Staat und die Universität, die Volksgemeinschaft und der Einzelne sinnen und planen, um Bahn zu brechen für diejenigen, die künftig Führer im Volksganzen sein sollen.

VI.

Das Verhältnis von Universität und Volksgemeinschaft schließt neben der sozial-wirtschaftlichen Not, die uns heute in ihrer ganzen Breite herausfordert, eine tiefe, gegenwärtig vielleicht zu wenig beachtete ideal-wissenschaftliche Problematik in sich.

Philosophisch gefaßt wird man sie ungefähr folgendermaßen formulieren: Kann es überhaupt eine Beziehung zwischen Universität und Volksgemeinschaft geben, wenn die Universität nun einmal eine Forschungsanstalt, also die Organisation eines hohen, bloß wenigen zugänglichen wissenschaftlichen Erkennens ist, während die Volksgemeinschaft doch, wie man sagt, nur verwendbare, also nützliche Kenntnisse zu ihrem Bedarfe braucht? Das „*Aristokratische*“ des Wissens und das „*Demokratische*“ der Praxis werden hier einander entgegengesetzt. Gewiß steckt etwas Richtiges in dieser Gegenüberstellung. Nur daß die Begriffe „*aristokratisch*“ und „*demokratisch*“ nicht soziologisch verstanden werden dürfen. Das Wissen als Erkenntnis der Wahrheit rein um der Wahrheit willen ist Aufgabe und Inhalt der Forschung, die auf alle Fälle eine bestimmte Loslösung, fast möchte man sagen Vereinsamung des Forschers, mit sich bringt. Nicht viele werden ihm in diese Entfernung zu folgen vermögen; und doch müssen Höhepunkte durch einige erreicht werden, um von da aus die Fülle des Seins zu überschauen. Die Kulturförderung kann auf solche geistige Aufstiege nie und nimmer verzichten. Derjenige, der als Forschender auf den Gipfel gelangt ist, wird freilich nur dann mit seiner geistigen Beute herabsteigend in den Niederungen des Lebens verständnisvoll aufgenommen werden können, wenn da schon eine einigermaßen lebendige und interessierte geistige Welt besteht. Soll die Volksgemeinschaft also auch einen praktischen Nutzen aus der wahren Wissenschaft gewinnen, so muß sie selbst irgendwelche geistige Bereitschaft dafür zeigen.

Der Träger der geistigen Bildung wird hier offenbar zum Mittler zwischen jener wissenschaftlich höheren Region und der nach Vergeistigung ringenden Lebenspraxis. Die Volksgemeinschaft hat anscheinend, um zum Kulturbewußtsein zu gelangen, nur „*Gebildete*“ notwendig. Bei klarer Erwägung jedoch kann keine echte „*Bildung*“ ohne die höchsten Wahrheiten und Ideen gedeihen.

Und so ist auch die Volksgemeinschaft gerade ob ihres geistigen Gehalts auf das Wissen als Wahrheitserkenntnis schlechthin durchaus angewiesen.

Die Universität muß demnach im höchsten Sinne geistige Bildungsanstalt der Volksgemeinschaft sein. Sie darf der Volksgemeinschaft keine Träger von Einzelkenntnissen zusenden, sondern sie muß ihr ganze, geistige Persönlichkeiten schenken. Nun ist die bloße Erlangung von Einzelkenntnissen noch keineswegs der sichere Weg zur „Bildung“ im tiefen Sinne des Wortes. Nur dann, wenn auch das Einzelwissen als Anteilnahme an einer umfassenden Wahrheit erstrebt, aufgenommen und verarbeitet wird, vermag es den Geist als solchen zu formen. Dann reicht die so geformte, die so „gebildete“ Persönlichkeit aus dem engen Bezirke des Einzelberufs und seiner notwendigen wissenschaftlichen Ausrüstung heraus und streckt sich in die Höhe eines Ideenkreises, in dem die fruchtbarsten Kräfte des Wahren, des Guten, des Schönen lebendig sind als Schöpfungen des göttlichen Seins.

Eine Volksgemeinschaft, die von der Universität für ihre vielerlei Funktionen derartige Persönlichkeiten empfängt, wird in ihnen willig und gerne die geborenen Führer sehen.

Die alten Universitäten haben ihren Nationen solche Persönlichkeiten als kostbarste Geschenke beschert; die heutigen Universitäten dürfen hierin nicht nachstehen. Sie können solch ein erhabenes Ziel allerdings nur dann erlangen, wenn Professoren und Studenten einheitlich und tatkräftig zusammenwirken.

Der Gedanke an unser Vaterland, das gerade in der jetzigen Zeit solcher Persönlichkeiten so dringend wie selten jemals bedarf, soll uns heute am Reichsgründungstage zur heiligen Verpflichtung werden, *uns selbst in diesem Zeite zu bilden und als geformte Persönlichkeiten die Volksgemeinschaft geistig mitformen zu helfen.*

Anmerkungen

- ¹⁾ Die Universitäten in Amerika, England, Deutschland (Berlin, Julius Springer, 1932), besonders S. 217 ff. Sehr interessant ist der Abschluß von Flexners Erörterungen (S. 256 f.): Ich bin mir bewußt, „daß ich die deutschen Universitäten ziemlich unklar geschildert habe. Es ging aber nicht anders, da die Universitäten selbst und das ganze Volk sich über sich selbst nicht klar sind. Ich habe freimütig aufgezählt, was ihre Schwierigkeiten, Irrtümer, Unzulänglichkeiten, Auswüchse, Überfüllung, Schulmäßigkeit, Senkung des Niveaus und ihre Zugeständnisse an die Parteipolitik sind. Die Vorkriegs-Universität war nicht vollkommen; die Nachkriegs-Universität ist es noch weniger, da sie hin und hergestoßen wird, durch Armut, neue unerprobte Führer und durch die Wünsche eines Teiles der Bevölkerung, der unter dem Kaiserreich vernachlässigt worden war. Wenn auch ihre Ziele zum Teil unklar und verdunkelt sind, glaube ich trotzdem, daß das schwierigste Problem der heutigen deutschen Universität ihr Geldmangel ist. Denn sowohl die deutschen Minister, wie die deutschen Fakultäten wissen Erziehung zu schätzen, und sie wissen auch, was sie bedeutet. Die Universitäten haben unter der wirtschaftlichen Not, unter den politischen Wirren und unter der sozialen Umwälzung gelitten. Aber selbst, wenn es niemals gelingen sollte, alle Fragen zu aller Zufriedenheit zu lösen, so ist doch die geistige Qualität der Fakultäten und der ständigen Beamten in den Ministerien so hoch, das Ansehen der Universitäten so groß und ihre Teilnahme am Leben der Nation so lebendig, daß man Wege finden wird, auf denen sich die höhere Erziehung wie die Hochschulerziehung auf ihre frühere Stufe zurückzuführen und vielleicht noch verbessern lassen wird. Der Kampf wird aber lang und schwer sein. Amerika, das über fast unbegrenzte Mittel verfügt, gibt der höheren Erziehung nicht die gebührende Stellung; es weiß auch nicht recht, was sie eigentlich bedeutet. Sowohl die Leiter der Universitäten als auch die Universitätsfakultäten — natürlich mit vortrefflichen Ausnahmen — sind sich völlig im unklaren darüber. Daß sie genügend Mittel besitzen, beweist die Schönheit ihrer Universitätsgelände und der Luxus ihrer Dormitorien. Sie haben es aber nicht verstanden, ihre Mittel für vernünftige Zwecke auszugeben, was daraus hervorgeht, daß sie nicht auf schöne Universitätsgelände, römische Stadien und prächtige Gebäude verzichten wollen zugunsten der Lehrtätigkeit, um sie zu einem angesehenen Beruf zu machen, der auch klugen und geschmackvollen Männern zusagen würde. England ist gerade dabei, aufzuwachen, und entdeckt langsam, daß die Heranbildung der Jugend und die Förderung der Wissenschaft zwei ganz verschiedene Dinge sind. Dieser Unterschied braucht in Deutschland nicht besonders betont zu werden, und deshalb sind auch Deutschlands Abwege und Unzulänglichkeiten, so merkwürdig und unvernünftig sie sein mögen, nur begrenzt und bedeutungsloser, als die Abwege und Unzulänglichkeiten, denen wir in anderen Ländern begegnet sind.“
- ²⁾ Vergleiche dazu Rudolf Otto, Sinn und Aufgabe moderner Universität (Marburg, Elwert's Verlag, 1927) S. 5 ff.
- ³⁾ Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn (Über das Wesen der Universität; drei Schriften von J. G. Fichte, F. Schleiermacher, H. Steffens, mit Einleitung von Eduard Spranger [Leipzig, Felix Meiner, 1919]) S. 127.
- ⁴⁾ Ebenda S. 121 f.
- ⁵⁾ Über Gefährdung und Erneuerung der deutschen Universität (Leipzig, Quelle und Meyer, 1930) S. 9.
- ⁶⁾ Reinhold Schairer, die akademische Berufsnot; Tatsachen und Auswege (Jena, Eugen Diederichs, 1932).
- ⁷⁾ Ebenda S. 14.
- ⁸⁾ Ebenda S. 17 f.
- ⁹⁾ Ebenda S. 20 ff.
- ¹⁰⁾ Ebenda S. 33.
- ¹¹⁾ Vergleiche ebenda S. 66 f.
- ¹²⁾ Vergleiche ebenda S. 67.
- ¹³⁾ Vergleiche ebenda S. 65.